

Das liebe Mariechen

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 14

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · ·

5. April

Der Jungbauer.

Von Alfred Huggenberger.

Der Schlehdorn blüht am Waldessaum,
Ich geh' und steh' in halbem Traum.
Im Apfelbaum, schon früh vor Tag,
Hört' ich des Sinken Jubelschlag:
„Sink-derli-zi-zi-zi-zi —
Weißt du, die blauen Berge!“

Mein Acker liegt im Sonnenschein,
Sein Gruß ist treu, sein Odem rein.
Ich geh' und steh' in halbem Traum,
Der Schlehdorn blüht am Waldessaum!
„Sink-derli-zi-zi-zi-zi!“
Darf ich mein Antlitz heben?

Die blauen Berge seh ich gern,
Sie sind so hoch, sie steh'n so fern!
Doch weiter noch mein Wünschen fliegt:
Ob nicht mein Glück dahinter liegt?
„Sink-derli-zi-zi-zi-zi!“
Dein Glück, das läßt dich grüßen . . .“

Das liebe Marielchen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

1.

I.

Mitten auf dem runden Rücken eines bewaldeten Hügels stand ein altes Klosterelein, das sich vor kurzem gehäutet hatte und nun mit den vielen Blumen im Fenster und den beiden Oleanderbäumen vor dem Hause da stand wie eine Braut, bereit, Liebe zu verschwenden und entgegenzunehmen, stolz und demütig zugleich ob ihres zukünftigen Reichthums.

Das Kloster war in eine Rettungsanstalt für gefallene protestantische Mädchen umgewandelt worden. In schwarzen, steifen Buchstaben stand über der Türe geschrieben: Marienheim, darunter in kleineren: Joh. 8, 11.

Auf der Schwelle wartete Schwester Anna, erfüllt von der Liebe, die den Schöpfer dieser Worte beseelte, und sah, die Augen beschattend, scharf auf den Weg, der in das Tal hinunterführte. Ihr weißes Häubchen, ihre große Schürze und ihr gutes, gehorames Gesicht glänzten vor Sauberkeit. Der Ausdruck des ganzen Antlitzes spiegelte Pflichtgefühl und Freundlichkeit, und trotz den etwas groben Zügen war es angenehm. Schlangenflugheit aber, als schier unerlässliche

Beigabe für jemand, der unangefochten den Spaziergang durch das Leben unternehmen möchte, fehlte.

Erwartungsvoll sah die Gute den Weg entlang, der vom Klosterelein — so wurde es in der Umgegend immer noch genannt — durch eine lachende Blumenwiese einem Wäldchen zuführte, durch das die Erwarteten kommen sollten. Sie setzte sich auf die grüne Bank, die neben dem Eingang stand, und fing an zu stricken.

Schwester Anna, die Hülfsschwester, das Küchenmädchen und auch die Gönnerinnen der Anstalt betrachteten es als ein erfreuliches Zeichen, daß die erste, die zwischen den Oleanderbäumen hindurch einziehen sollte, Maria hieß und also den verheißungsvollen Namen des rettenden Hauses trug.

Es war lange darüber verhandelt worden, welchen Namen man wählen wollte. Die Frau Baronin hatte Magdalenenheim vorgeschlagen. Sie meinte, es sei für ein Asyl für gefallene Mädchen der richtige Name. Aber die Frau Doktor Meerheim hatte darauf aufmerksam gemacht, daß den Insassen des Hauses dieser Name wie eine Etikette ankleben würde.

Sie hat daher um den freundlichen, zugleich hoffnungsvollen und verzeihenden Namen: Marienheim. Er wurde auch nach einem zuerst energischen, glücklicherweise aber kurzen Widerstand der höchsten Gönnerin des Hauses genehmigt und von der Frau Pfarrer Zimmerlin, der dritten Patronin, freudig begrüßt.

Es war gut, daß die Damen nicht darüber unterrichtet waren, daß Marie nur zur Hälfte so hieß, wie sie in dem Anmelde-schreiben genannt wurde. Ihr ganzer Name war Rose-Marie, der französischen Mutter zu Ehren oder eigentlich zu Ehren eines Romans, den die Welsche gelesen, als sie in Rose-Maries Vater verliebt war und in die Familie Strehlmeier eintrat. Ungern genug, lachend und spottend hatte sie sich den goldenen Reif an den Finger stecken lassen, eigentlich nur aus Uebermut und Neugierde, um auch einmal zu erfahren, wie sich die Liebe in der Ehe ausnahm. Lange brauchte sie nicht, um herauszufinden, daß das Familienleben nicht allen Naturen dieselbe Befriedigung gewähre. Sie betrachtete ihre Laufbahn als Ehefrau als abgeschlossen und begab sich auf weitere Forschungsreisen, ihr Töchterlein Rose-Marie dem Gatten lassend, der bald darauf an irgend einer bürgerlichen Krankheit starb und das Kind seinem Bruder, dem Onkel Strehlmeier empfahl. Dieser, dem die lieberliche Mutter von jeher ein Dorn im Auge gewesen, schnitt den Namen der Kleinen in zwei Stücke und legte die eine Hälfte zu dem Korallen-halsbändchen, den weißen Schühchen, dem Spitzenkleid und dem rosafarbenen, flatterigen Häubchen in eine große Schachtel und nannte das Mädchen in erzieherischer Absicht nur noch kurz und streng: Marie. Die Kleine hatte zuerst mit dem Fuß gestampft und nach der farbigen und frühlingverheißenden Hälfte ihres Namens geschrien, nannte sich später auch nie anders als Rose-Marie, in dem sichern Gefühl, daß die paar Buchstaben wie ein bengalisches Feuer ihre reizende Person verklärten und in allen Farben schimmern ließen. Jetzt, nachdem das Mädchen die blutige Schande über die Familie gebracht, wurde ihr sogar noch der ehrliche Rest ihres Namens unterschlagen. Man nannte sie nicht mehr anders als „sie“. Der Onkel zeigte dabei verächtlich mit dem Daumen über die Schulter, in den paar Tagen, die der Entdeckung von Maries Betragen, dem Strafgericht, das der Onkel schweren und empörten Herzens persönlich vollzogen, und der Anmeldung Maries als Pflögling des neu gegründeten Heims folgten.

Schwester Anna war nahe daran, des Wartens müde zu werden. Sie hatte schon dreiunddreißigmal an dem Strumpf herumgestrickt, als die beiden Wanderer endlich am Waldrand erschienen.

Der Onkel trug den Rock über dem Arm. Auf seinem breiten roten Gesicht standen die Schweißtropfen und rollten von Zeit zu Zeit über die fleischigen Wangen auf das weiße wollene Hemd hinunter. Auf seiner Stirne, die sich nach den Schläfen zu in rötlichem Haar verlor, krümmten sich wulstige, versteinerte Runzeln, die vor des Bruders unüberlegter Heirat, vor der Schwägerin Flucht und der Nichtbeachtung nur als leichte Linien darauf gelegen hatten.

Marie ging mit gesenkten Augen hinter ihm und ließ das Mäulchen hängen. Sie trug einen viel zu weiten und zu langen Regenmantel über der grellroten Bluse, die der Onkel nicht leiden konnte. Die Tante hatte ihr den Mantel geliehen, der am besten den leichtfertigen Tand deckte. Marie

hatte sich demütig gefügt. Sie trug den einen Zipfel beim Steigen in der Hand, der andere schleifte auf der Erde.

Schwester Anna ging den Ankommenden fast klopfenden Herzens entgegen. Freundlich bot sie dem Herrn Strehlmeier die Hand und umfing dann Marie mit weit geöffneten Armen: „Gott segne deinen Eingang, Kind!“ Tränen traten ihr in die Augen. In dieser einen begrüßte sie ja ihr zukünftiges Lebenswerk. Ihr inneres Auge sah einen ganzen Reigen Geretteter sie umschweben und ihr, sich zart verneigend und nach obenweisend, danken.

Marie ging bescheiden hinter der Schwester. Sie trug jetzt beide Mantelzipfel in der Hand und folgte der Vorangehenden zwischen den Oleanderbäumen hindurch, die ihre blumenreichen glühenden Zweige an die beiden Säulen aus Sandstein schmiegt, die den Eingang bildeten und einen kleinen Balkon trugen. Lautlos folgte sie der Schwester durch einen weiten, kühlen und klaren Flur eine Treppe hinauf, die von einem kleinen, runden Fenster erhellt wurde. Das Fenster hatte einen Sprung, doch hatte ihn das kunstfertige Küchenmädchen mit einem schwarzen Kleeblatt aus Papier verklebt.

Oben an der Treppe stand in einer Nische das Gipsbildnis des guten Hirten mit langen Haaren und einem sehr weiten Mantel. Marie dachte bei sich, daß der gute Hirte in einem solchen Gewand niemals seinen Schafen habe nachspringen können, und ließ, den Gedanken weiter ausspinnend, ihre Augen auf Gesicht und Gestalt der Schwester Anna ruhen. Es brachte sie zum Lachen, aber nur so lange, bis sie aus dem Halbdunkel der Treppe in den hellen oberen Flur traten.

Schwester Anna führte Marie in einen Raum mit fünf Betten. Es hingen ein paar Bibelverse an den Wänden, und vor den Betten standen Stühle. Auf dem einen lag ein dunkelblaues Leinenkleid, über der Lehne ein kleiner, weißer Kragen.

„So, Kind, nun zieh dich um und warte hier auf mich; ich werde inzwischen mit deinem Onkel reden,“ sagte sie. Dann trat sie einen Schritt näher. Sie nahm Maries Hände. „Bist du dir auch deiner Sünde ganz bewußt, mein armes Kind? Bist du bereit, auf dem guten Wege zu wandeln?“

„Ja,“ sagte Marie leise und bestimmt.

„Gottlob,“ dachte Schwester Anna und faltete die Hände über denen des Mädchens. Dann sprach sie ein Gebet. Marie sagte ihr die Worte nach, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und schloß die Augen fast ganz. Schwester Anna sah auch das, und ihr Herz hüpfte dankbar in ihrer Brust.

„Später kommen die Gönnerinnen der Anstalt,“ sagte sie, „und werden dich begrüßen. Ihnen verdankst du es, daß du hier sein darfst!“

Maries Gesicht drückte soviel Ehrfurcht, Demut und Dankbarkeit aus, als die Leiterin des Marienheims billig erwarten durfte.

Noch ermahnte sie Marie, sich mit dem Umkleiden zu beeilen, da der Kaffee warte, dann eilte sie hinunter, wo der Onkel in einem kleinen Zimmer ihrer harrete. Es enthielt nichts, das auf Kunst oder andern Leichtsinns der Bewohnerin hingedeutet hätte. Herr Strehlmeier hatte sich von dem heißen Gang erholt und saß im Rock auf dem schwarzen Ledersofa.

„Liebe Schwester Anna, das Mädchen ist mit äußerster Strenge zu behandeln; sie hat sich schwere Vergehen zu

Schulden kommen lassen. Uebertretungen gegen das sechste, das siebente und das fünfte Gebot. Erwarten Sie nichts Gutes von ihr! Lassen Sie ihr nicht die kleinste Freiheit, sie würde sie mißbrauchen!"

"Aber, Herr Strehlmeier," rief die gute Schwester, "Sie sind in Ihrer gerechten Empörung doch wohl zu streng! Mir scheint Marie zu den besten Hoffnungen Anlaß zu geben. Sie sieht ihre Sünde ein, sie bereut sie."

"So," sagte der Onkel und hob die Brille mit zwei Fingern in die Höhe. "So, so?"

"Sie ist erfreulicherweise auf dem Wege zur Buße," fuhr eifrig die Schwester fort. "Sie steht am Kreuzweg, und wir wollen ihr helfen, den rechten Weg zu gehen."

"Das schon, das gewiß, liebe Schwester. Aber bedenken Sie: Das Blut ihrer Mutter, das ist mächtig in ihr und möchte, als ein bewehrter Riese, der Schwachen Herr werden!"

Strehlmeier heftete die Augen auf ein Astloch im Fußboden, das ihn störte, und seufzte.

"Ist nicht mit Gottes Hülfe der David des Goliath Meister geworden," rief voll Eifer Schwester Anna. Der Onkel schneuzte sich.

"Eine harte Züchtigung hat sie sich auf sich selbst besinnen lassen," sagte er. "Ein einfaches Leben, wie es ihr hier zuteil werden wird, soll sie im Streben nach dem Guten bestärken."

Er nahm Abschied von der Schwester, trotz allen Bitten, nicht ohne einen würzigen Kaffee den Heimweg antreten zu wollen.

Inzwischen hatte sich Marie des Mantels der Tante entledigt und ihn aufs Bett geschleudert. Darauf rief sie sich die übrigen Kleider vom Leibe und spazierte im Hemd in der großen Stube herum. Das Hemd war mit einer breiten Spitze eingefast und hatte rosafarbene Achselbänder. Marie suchte schnuppernd nach einem Spiegel, fand aber keinen. Sie stellte sich daher vor eine offene Fensterscheibe und lachte dem Kopf über dem Rosaband zu, machte ein verschmitztes Gesicht und fuhr sich mit einer komischen und Verachtung ausdrückenden Bewegung über die Nase. Dann holte sie sich das Hemd vom Stuhle; es verhieß sich zu dem ihrigen wie ein Kochbuch gegen einen Band lyrischer Gedichte. Sie zog nun das eine an und ließ das andere fallen, das sich so zart um ihre Füße schmiegte wie weiße und rosafarbene Blumen um eine zum Leben erwachte Statue. Mit dem Fuß schleuderte sie das feine Gewebe unter das Bett, nahm die groben Strümpfe, den schmucklosen Unterrock und zog zuletzt das Leinenkleid an, das wie ein Handtuch um sie herum hing. Dann trat sie wieder an das Fenster und streckte sich selbst die Zunge heraus. Sie stand vollständig fertig da, als die Schwester erschien, um sie herunterzuholen.

"Noch die Haare, liebes Mariechen, noch die Haare,"

bat die Gute, ängstlich auf den halb echten und halb unechten Haarwulst zeigend, der Marias Haupt doppelt so groß erscheinen ließ, als es wirklich war. "Solch krauses Gewirr sind die Fäden, in denen der Teufel sich fängt!" Sie begann des Bögling's Haar mit einer großen Bürste scharf zu bearbeiten, daß sich bald auch das waghalsigste Härlein unter dem glatten Scheitel verkroch und für alle Zeiten sein Gelüste nach einem mutwilligen Tänzchen aufgab. Glatt lag das schwarze Haar um Ohren und Stirne. Als eine gebändigte Schlange lag es zusammengeringelt am Hinterkopf.

Unter dem Bett zog die Schwester ein paar schwere genagelte Schuhe hervor. Marie schlüpfte hinein und trampelte, äußerlich und innerlich ein neuer Mensch, hinter der Schwester her ins Eßzimmer hinunter, wo an einem langen, leeren Tisch mit einem geblühten Wachtuch der Kaffee eingenommen wurde.

Schlag fünf Uhr fuhr ein Wagen vor. Schwester Annas Gesicht nahm sogleich den Ausdruck an, den die Ankunft dieser hohen Gönnerin bedingte.

"Warte, bis ich dich rufe!" sagte sie zu Marie, um eine Note strenger, als sie sonst zu ihr gesprochen. Dann eilte sie hinunter, den Ankommenden entgegen. Die Frau Baronin brachte gewöhnlich auch die junge Frau des Hofarztes mit. Frau Pfarrer Zimmerlein dagegen mußte stets zu Fuß gehen, woran sie sich in ihrer wahrhaften Bescheidenheit und Harmlosigkeit nie stieß.

Die beiden Damen betraten den Betsaal, in dem auch Feste und Konferenzen abgehalten werden sollten. Die Baronin wehte hinein wie eine Pappel, lang und dünn, alles lispelte und raschelte an ihr von angeborener Magerkeit, Spitzen und Seide. Sie stand vor ihrem sechsundsiebzigsten Geburtstag. Sie war Präsidentin einer jeden Sache, der sie sich annahm, liebte den Widerspruch nur dann, wenn sie selbst es war, die ihn handhabte, und befand sich in ehrlicher Unkenntnis über die Beschaffenheit ihrer Wohltätigkeit, die groß, kühl und steif war und nur in eine einzige Form paßte.

Frau Doktor Meerheim sah wie ein Kind zu der hohen Freundin auf — Freundin nicht im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn genommen — und verehrte sie blind. Aus einer reichen, frommen und abgerundeten Familie entlassen, ging sie an der Hand ihres ausgezeichneten Mannes wie in einem Blumengarten durch das Leben. Ihr Herz klopfte ängstlich, wenn sie von den Verlorenen hörte, die hinter dem Gebüsch hin- und herhuschten und jenseits des Stromes, der sie von ihnen trennte, ihr Wesen trieben. Daß gerade sie zur Patronin des Marienheims gewählt wurde, hatte Doktor Meerheim ein herzlichliches Lachen abgenötigt, um dessentwillen er seine Frau um Verzeihung zu bitten hatte; denn sie nahm ihre neue Würde ernst. Er hatte sich, um ihr mit Rat und Tat beistehen zu können, ebenfalls in den Vorstand aufnehmen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Löttschbergbahn.

I. Vorgeschichte.

In kurzer Frist wird zur vollendeten Tatsache geworden sein, was vor sechzig Jahren schon wie ein schöner Traum den bernischen Staatsmännern als Ziel ihrer jungen Eisenbahnpolitik vorschwebte, und was in unseren Tagen die stolze

Genugung nicht bloß einiger wackerer Männer, sondern des ganzen Bernervolkes überhaupt geworden ist für langjährige opferreiche Bemühungen. Durch die ganze Länge unseres großen Kantons, von seinem Nordtor an, durch die weißen